

Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte
im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine
70173 Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 4

P r o t o k o l l
der 108. Sitzung am 20. Oktober 2006
in Stuttgart

Thema: ***Kulturtransfer im Spätmittelalter (3)***

Dauer: 15.00 – 18.00 Uhr

Leitung: Peter Rückert

Teilnehmer: Siehe Anhang

Redaktion: Tanja Bürger, Peter Rückert

Inhaltsverzeichnis:	Begrüßung und Einführung von Dr. Peter Rückert	S. 2
	Vortrag von Dr. Stephan Molitor, Ludwigsburg: <i>Natternzungen, Krötensteine und Greifenklauen</i> <i>Merkwürdige Zimelien im Silberschatz der Grafen von Württemberg</i>	S. 7
	Diskussion	S. 12
	Vortrag von Dr. Jan Keupp, München: <i>Das Erwachen der Mode</i> <i>Momente des Wandels in der Kleiderwelt des Mittelalters</i>	S. 14
	Diskussion	S. 28
	Anhang: Teilnehmerliste	S. 30

Peter Rückert: Begrüßung und Einführung in das Thema

Ich darf Sie herzlich zur 108. Sitzung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte im Hauptstaatsarchiv begrüßen. Auch heute wieder bietet uns das Hauptstaatsarchiv einen gediegenen Rahmen für unsere Veranstaltung, wofür ich Frau Dr. Bickhoff als unserer Hausherrin und Mitveranstalterin herzlich danke. Gleichzeitig darf ich den Präsidenten des Landesarchivs Baden-Württemberg, Herrn Dr. Kretschmar, wieder einmal bei uns herzlich willkommen heißen.

Im Foyer sind Sie bereits der aktuellen kleinen Ausstellung begegnet, die Sie vielleicht schon etwas auf unser heutiges Thema einstimmen konnte: "Mit Mozart auf dem Weg nach Paris" will sie den Betrachter mitnehmen auf die Reise des jungen Wolfgang Amadeus, welche diesen 1763 über Württemberg nach Paris und damit auf die Bühnen der Welt führte. Diese Reise steht jedenfalls auch für eine prominente Form von musikalischem "Kulturtransfer", die damals dem siebenjährigen "Wunderkind" Wolfgang Amadeus Mozart mit seinen ersten Kompositionen in Paris schon gelang.

Damit zum eigentlichen Thema: Wir haben uns heute zu einer unserer Nachmittagssitzungen zusammengefunden und schließen nun einen Zyklus von Vorträgen ab, der nochmals unter dem Titel "Kulturtransfer im Spätmittelalter" steht. Ich möchte hier nur kurz an das internationale Symposium im letzten Herbst erinnern, das im Rahmen der Antonia Visconti-Ausstellung in diesem Haus bereits maßgebliche Aspekte des Themas zugespitzt auf "die Visconti im deutschen Südwesten" vertiefen konnte. Unsere Frühjahrssitzung hatte sich daran angeschlossen und in den Vorträgen der Herren Dr. Ulrich Klein aus Stuttgart und Dr. Joachim Schneider aus Würzburg die "italienischen Münzen des Mittelalters im deutschen Südwesten" bzw. das "innerdeutsche und internationale Konnubium Burggraf Friedrichs VI. von Hohenzollern und Graf Eberhards III. von Württemberg" vorgestellt. Auch dabei ging es um den zeitgenössischen Kulturtransfer, der sich sowohl im Geldumlauf und der Finanzpolitik wie auch im Rahmen der dynastischen Heiratspolitik greifen lässt. Die Grafschaft Württemberg und ihre Außenbeziehungen gerade nach Italien standen dabei jeweils im Mittelpunkt und konnten sowohl in Hinblick auf ihre wirtschaftlichen bzw. monetären Abhängigkeiten wie auch auf ihre politisch-dynastischen Netzwerke hin profiliert werden.

Die Referate der Tagung und der Frühjahrssitzung werden gerade zur Drucklegung vorbereitet, und auch die Vorträge des heutigen Nachmittags sind als Beiträge für den

Sammelband vorgesehen. Die Herausgeber sind guter Dinge, diesen schon bald im nächsten Jahr vorlegen zu können.

Kurz vor Abschluss der Drucklegung befindet sich bereits die Publikation zu unserer vorangegangenen Vortragsreihe "Der württembergische Hof im 15. Jahrhundert", die in der einschlägigen Publikationsreihe der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg demnächst erscheinen soll. Eine Buchvorstellung ist bereits für Anfang nächsten Jahres in diesem Haus geplant. Sie werden auch davon Mitteilung erhalten.

Daneben wird der Tagungsband zu dem im letzten Frühjahr in Stuttgart-Hohenheim vom Arbeitskreis mitveranstalteten Symposium "Landnutzung und Landschaftsentwicklung im deutschen Südwesten" gerade zur Drucklegung vorbereitet. Auch dieser soll in der einschlägigen Reihe der Kommission erscheinen. Die Herausgeber haben der Kommission sehr für die Aufnahme unserer Veröffentlichungen in ihr gediegenes Programm zu danken und hoffen auf eine gute Aufnahme bei einem interessierten Publikum.

Doch kommen wir also ein letztes Mal zurück auf den "Kulturtransfer im Spätmittelalter" – ein mehr denn je aktuelles und, wie es scheint, auch für den deutschen Südwesten kaum erschöpfbares Thema. Jedenfalls haben bereits der starke Zuspruch zur genannten Visconti-Ausstellung und Tagung, wie auch zur Frühjahrssitzung mit ihren anregenden und anhaltenden Diskussionen das breite Interesse bei Fachwelt und Laienpublikum an kulturhistorischen Fragestellungen gezeigt. Vielleicht darf ich noch darauf verweisen, dass die Ausstellung zu Antonia Visconti gerade aus dem Niederrheinischen Landesmuseum für Volkskunde und Kulturgeschichte in Kevelaer zurückgekehrt ist, wo sie ebenfalls mit großem Erfolg präsentiert wurde, und im Castello Sforzesco in Mailand jetzt eine Vortragsreihe zu den Visconti und ihrem kulturellen Umfeld anläuft, die wir bei den italienischen Kollegen angestoßen haben. Zumindest ansatzweise kehren also Antonia Visconti und ihre Geschichte damit wieder nach Hause zurück, und der "Kulturtransfer" funktioniert auch einmal in die andere Richtung.

Wie immer können Sie unseren Protokollen der Tagung wie auch der Frühjahrssitzung zumindest Zusammenfassungen der Vorträge und Diskussionen entnehmen, die wegen der angekündigten Drucklegung in relativ knapper Form bearbeitet wurden. Ich hoffe, ich darf dafür Ihr Verständnis erwarten. Im übrigen können Sie diese, wie alle unsere Protokolle über die Homepage des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins (bei der Kommission für geschichtliche Landeskunde) auch im Internet einsehen (Adresse: www.kgl-bw.de/gav/index.htm).

Der grundlegende Ansatz unseres Arbeitskreises, die verschiedenen, historisch arbeitenden Fachwissenschaften möglichst breit an unserem Programm zu beteiligen und gemeinsame Themen aus unterschiedlichen Blickwinkeln, mit unterschiedlichen methodischen Zugängen und Quellentypen zu diskutieren, liegt ja gerade bei einem kulturgeschichtlichen Thema auf der Hand. Rechts- und sozialhistorische, numismatische, kunst- und literaturgeschichtlich ausgerichtete Referate beleuchteten bereits die Beziehungen des Mailänder Hauses Visconti über die Alpen und im umgekehrten Sinne auch die politischen, wirtschaftlichen und dynastischen Außenbeziehungen vor allem des Hauses Württemberg.

Freilich ist damit – gerade in Hinblick auf einen größeren zeitlichen und räumlichen Rahmen des "Kulturtransfers" – bei weitem noch nicht alles gesagt, und wir werden das Thema in seinen zahlreichen Facetten sicher auch heute nicht abschließend behandeln können. Umso mehr freue ich mich, Ihnen mit den Referenten unserer Sitzung zwei Experten zu einer bzw. zweien dieser Facetten vorstellen zu können. Beide beschäftigen sich bereits seit längerem u.a. mit jenen Spezialgebieten, die man durchaus als solche bezeichnen kann, denn wer bemüht sich sonst schon mit solch merkwürdigen Sachen wie "Natternzungen, Krötensteinen und Greifenklauen", oder weiß wirklich etwas über die Mode des Mittelalters?

Bevor ich Ihnen die beiden Referenten näher vorstellen darf, will ich die Brisanz unseres heutigen Themenschwerpunkts noch etwas zugespitzt formulieren: Wir befinden uns wieder hauptsächlich im späten Mittelalter, allerdings mit einem deutlich weiter gefassten zeitlichen Horizont, der uns sicher auch ältere Traditionen – zumal in der Mode – wie auch zeitlich weiterreichende Perspektiven nahe bringt; wir werden uns sicher wieder weit über den deutschen Südwesten hinausbewegen, uns aber jedenfalls mit den Silberschätzen der Grafen von Württemberg zunächst – im ganz konkreten Sinne – auch vor unserer Haustür aufhalten.

Damit wären wir beim eigentlichen Thema: Mode, Schmuck und Zimelien! Auch Antonia Visconti hatte in ihre Ehe mit Graf Eberhard III. von Württemberg im Jahr 1380 reichlich davon aus Mailand mitgebracht. Ihr Aussteuerverzeichnis, das berühmte "Buch der Kostbarkeiten", führt seitenweise Antonias kostbare Kleidung und Schmuckstücke, Amulette und auch "Natternzungen" auf. Kaum etwas davon ist heute noch erhalten, und wir Historiker stehen zunächst vor dem Problem, die aufgeführten Stücke überhaupt zu deuten und zu identifizieren. Dies ist bereits im Bereich der Kleidung und Mode mit ihren überaus differenzierten, oberitalienischen Spielarten und Bezeichnungen nicht ganz einfach, und bei so merkwürdigen Begriffen wie "Natternzungen" erst recht. Herr Dr. Molitor wird uns diese

sicher entschlüsseln, und darüber hinaus den dahinterstehenden Fossilienbegriff in seiner historischen Deutung und Entwicklung verfolgen.

Stephan Molitor in unserem Rahmen näher vorzustellen, erübrigt sich freilich beinahe, denn er ist Kollege und Referatsleiter im Staatsarchiv Ludwigsburg und war lange Jahre in unserem Haus beschäftigt. Seine wissenschaftlichen Arbeitsschwerpunkte liegen sicher im früheren Mittelalter und vor allem Bereich der Klostersgeschichte, wo ihm gerade die Klöster Hirsau und Reichenbach einschlägige Publikationen verdanken. Auch seine hilfswissenschaftlichen Arbeiten – etwa zum Traditionsbuchwesen – sind bekannt, und nicht zuletzt möchte ich seine große Ausstellung mit Begleitband zu "1495: Württemberg wird Herzogtum" ansprechen, die vielen von Ihnen noch in bester Erinnerung sein dürfte. Seinen persönlichen Bezug zu den "Natternzungen" darzustellen, möchte ich gerne ihm selbst vorbehalten.

Die Schatzverzeichnisse, Aussteuer- und Nachlassinventare, die gerade für das Haus Württemberg ab dem 15. Jahrhundert relativ dicht überliefert sind, stellen auch einschlägige Quellen für die Erforschung der zeitgenössischen Mode und Kleidung dar. "Das Erwachen der Mode – Momente des Wandels in der Kleiderwelt des Mittelalters" ist der Vortrag von Dr. Jan Keupp betitelt, den wir nach der Pause hören werden. Sicher werden wir weit über Württemberg hinausgehen müssen, um den Wandel in der zeitgenössischen Kleiderwelt nachvollziehen zu können, und das kann unserer Annäherung an den damit verbundenen "Kulturtransfer" auch nur gut tun.

Jan Keupp studierte in München Geschichte, Vor- und Frühgeschichte und Germanistik. Er promovierte 2001 im Rahmen des Graduiertenkollegs "Sozialgeschichte von Gruppen, Schichten, Klassen und Eliten" mit einer Arbeit über die Ministerialen Friedrich Barbarossas und Heinrichs VI. in Bielefeld, war anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Köln und ist seit 2002 wissenschaftlicher Assistent am Historischen Seminar der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der hochmittelalterlichen Herrschaftsgeschichte, der es aktuell ja vor allem um Handlungspraxis, um Rituale, Zeichensysteme und Symbole geht. Daneben beschäftigt er sich auch mit der Verfassungs- und Sozialgeschichte des Hofes, dabei besonders mit der höfischen Repräsentation, und in diesem Bereich der "Zeichensysteme sozialer und politischer Ordnung", kurz der Verbindung von "Macht und Mode", werden wir uns anschließend bewegen. Das Modethema behandelt auch die Habilitationsschrift von Herrn Keupp unter dem Titel "Die Wahl des Gewandes – Mode, Macht und Möglichkeiten in der Gesellschaft des Mittelalters". Wir freuen uns sehr darauf, heute an seinen aktuellen Erkenntnissen teilhaben zu dürfen. Doch erwarten wir

zunächst gespannt die "Natternzungen, Krötensteine und Greifenklauen als merkwürdige Zimelien im Silberschatz der Grafen von Württemberg".

Stephan Molitor:

Natternzungen, Krötensteine und Greifenklauen

Merkwürdige Zimelien im Silberschatz der Grafen von Württemberg

(Zusammenfassung des Referenten)

Bei der Lektüre des Nachlassinventars Graf Eberhards III. von Württemberg, des Gatten der legendären Antonia Visconti aus dem mächtigen Haus der Visconti in Mailand, stößt man auf eine Reihe von Dingen mit merkwürdig klingenden Bezeichnungen. Der am 16. Mai des Jahres 1417 verstorbene württembergische Graf mit dem Beinamen "der Milde" war demnach etwa im Besitz von Natternzungen, Krötensteinen und Greifenklauen gewesen. Die so benannten Objekte sind in dem bald nach dem Ableben Eberhards, also noch 1417, zusammengestellten Verzeichnis mit der Titulatur "Silbergeschirr und anderen Kleinodien" inventarisiert. Zu betonen ist, dass sie hier also im Zusammenhang mit Schmuck und Gebrauchsgegenständen aus Gold, Silber oder anderen wertvollen Materialien und in unmittelbarer Nachbarschaft von Edelsteinen, Perlen und weiteren Kostbarkeiten erscheinen. Der Befund, dass es sich dabei um hochgeschätzte Pretiosen gehandelt haben muss, ist insofern kaum zu bezweifeln.

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach der sachlichen Substanz der genannten Zimelien geradezu ernüchternd. Wir wissen heute, dass – erstens – die vormals so begehrten "Natternzungen" in Wirklichkeit versteinerte Zähne von Haien sind, welche im wesentlichen im Tertiär, also vor zweieinhalb bis 65 Millionen Jahren vor unserer Zeit lebten. Bekannt ist weiter, dass – zweitens – die "Krötensteine" petrifizierte Mahlzähne bestimmter Knochenfischarten aus demselben Erdzeitalter sind und dass – drittens – die "Greifenklauen" de facto nichts mit einem sagenhaften Riesenvogel namens "Greif" zu tun haben (der im übrigen seinerseits nichts mit den als "Greifvögeln" genannten Raubvögeln gemein hat), sondern dass es dabei einfach um die Hörner exotischer, gleichwohl rezenter Rinder- bzw. Büffelrassen handelte.

Was ist mit diesen Feststellungen gewonnen? Für die in Vorbereitung befindliche Edition des eingangs erwähnten Nachlassinventars Eberhards III., das bis heute nur unvollständig und unzureichend im Druck vorliegt, könnte es ausreichen, mehr oder weniger auf der gegenständlichen Ebene zu bleiben und das altgediente Vorurteil zu pflegen, die Menschen des Mittelalters seien eben sehr beschränkt gewesen.

Dabei bliebe freilich der ganze faszinierende Hintergrund der Entwicklung von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen im Dunkeln, welche in der Tat zu wesentlichen Teilen von den Natternzungen ausgingen. Diese besonderen Versteinerungen, auf die ich mich hier beschränken möchte, können uns also sozusagen als Wegmarken an einer langen Strecke zwischen Aberglauben und Wissenschaft dienen, auf der die Grenzen des vormals Vorstell- und Denkbaren berührt und schließlich überschritten wurden.

Wenn ich im folgenden von "Fossilien" spreche, gebrauche ich diesen Begriff im heutigen Sinne für Versteinerungen organischer Überreste früherer Lebewesen. Bereits dies ist keine Selbstverständlichkeit. Georg Agricola, der diesen Begriff in seinem wegweisenden Werk 'De re metallica' im 16. Jahrhundert einführte, bezeichnete damit alles aus der Erde Gegrabene. Diese alte Bedeutung ist auch heute noch geläufig, wenn von 'fossilen' Brennstoffen die Rede ist, also von Kohle, Erdöl oder Erdgas, die ja nun keine 'versteinerten' Brennstoffe sind, sondern solche, die aus der Erde hervorgeholt werden.

Beginnen möchte ich mit einer Meldung, die Anfang diesen Jahres durch die Medien ging: "Neandertaler sammelten Fossilien" titelte etwa die "Süddeutsche Zeitung" und machten auf – wie ich finde – recht spannende Funde aufmerksam, auf die Archäologen in Sachsen-Anhalt bei der Untersuchung eines 90.000 Jahre alten Lagerplatzes von Neandertalern im Bereich eines ehemaligen Braunkohletagebauegebiets bei Halle gestoßen waren. Die Forscher gehen bei der Fundsituation, in der man die beiden Haizähne und einen Belemniten entdeckte, nicht von einem Zufall aus, sondern betonen, dass bereits die Neandertaler das Besondere an den Versteinerungen erkannten. Über die Vorstellungen, die man damals damit verbunden haben mag, können wir heute freilich nur mehr spekulieren.

Festeren Boden betreten wir in der römischen Antike. In der Historia naturalis von Plinius d.Ä. sind versteinerte Haizähne beschrieben: die hier so bezeichneten *glossopetrae*, also Zungensteine, fielen demnach in Neumondnächten vom Himmel; die Bezeichnung Glossopetren rührte demnach daher, dass die mit geheimnisvollen Kräften ausgestatteten Versteinerungen der menschlichen Zunge ähnelten. Diese antike Einschätzung gelangte über die 'Ethymologien' Isidors von Sevilla ins abendländische Mittelalter. In dem wichtigsten Werk des frühmittelalterlichen Kirchenlehrers und Nationalheiligen von Spanien versuchte dieser, das gesamte weltliche und religiöse Wissen seiner Zeit zu vereinen, indem er Informationen aus unterschiedlichen Quellen zusammenstellte. Die Arbeit war über Jahrhunderte hin als eine Art "Standard-Nachschlagewerk" sehr verbreitet und gilt als "Grundbuch des ganzen Mittelalters". Auf eine Verwendung fossiler Haizähne als Amulett lassen in der Tat bereits frühe mittelalterliche Bodenfunde schließen. So fand sich ein in Silber gefasster

versteinerter Haizahn-Anhänger in einer dem 10. Jahrhundert zugewiesenen Bestattung in Piliny-Leshegy (Ungarn); im Bereich der Vorbürg des Bischofssitzes im mährischen Olmütz entdeckte man eine weitere Glossopetra in unmittelbarer Nachbarschaft zu einem durchbohrten Bärenzahn, einem vielfach als heilkräftiges Schutzmittel belegten Objekt.

Eine nachhaltige Umdeutung der Zungensteine erfolgte seit dem 12. Jahrhundert im Gefolge der Eroberung Maltas und seiner Verbindung mit Sizilien und – im 13. Jahrhundert unter dem Staufer Friedrich – Italien. Denn gerade auf Malta wurden die versteinigerten Haizähne in großer Zahl gefunden und erfuhren in Verbindung mit einem in der Apostelgeschichte geschilderten Ereignis eine neue und wirkmächtige Interpretation.

Gemeint ist die Darstellung vom Schiffbruch des heiligen Apostels Paulus, welcher der Überlieferung zufolge an der Küste Maltas erfolgt sein soll. Als Paulus mit anderen glücklich geretteten Schiffbrüchigen Feuerholz sammelte, sei er von einer Schlange gebissen worden, woraufhin der Apostelfürst – so die legendäre Ausschmückung – alle Schlangen Maltas zu Stein verwandelt habe. Die Glossopetren wurden so zu Überresten der von Paulus verfluchten Reptilien. Neben die Bezeichnung Glossopetra, die in ihrer Bedeutung Zungenstein beibehalten werden konnte, traten infolgedessen auch andere Namen wie *linguae Melitenses*, *lapides Sancti Pauli* und eben Schlangen- oder Natternzungen. Gemäß dem Grundsatz der sogenannten Signaturenlehre *Similia similibus curentur* schrieb man den vermeintlichen Schlangenzungen als den Überbleibseln vormals giftiger Tiere ausgeprägte giftanzeigende und überhaupt schadenabwehrende Eigenschaften zu. Als solche wurden die Zungensteine nach und nach zu einem wahren Exportschlager nach Süd-, Mittel- und Nordeuropa. In einer von notorischer Giffurcht geprägten Zeit wie dem Mittelalter vertraute man auf die geheimnisvollen Kräfte dieser Objekte, deren hohe Wertschätzung insbesondere von sogenannten 'Natternzungenkredenzen' verdeutlicht wird. Dabei handelt es sich um kostbare Goldschmiedearbeiten mit versteinigerten Haizähnen, oft in Verbindung mit Korallenästen, die als Schaustücke mit Schutzfunktion auf der 'Kredenz' in der Nähe der aufzutragenden Speisen an der Tafel hochgestellter Persönlichkeiten zu finden waren. Zwar sind nur einige wenige dieser Natternzungenkredenzen des Mittelalters und der Frühneuzeit im Original erhalten, doch gibt es in den Schriftquellen immer wieder Hinweise auf diese hochgeachteten Stücke. So u.a. auch im Testament Eberhards im Bart, in dem eine *credentz [...] mit ainer grossen naterzungen an ainem karellin ast* aufgeführt ist. Natternzungen, gefasst und ungefasst, und damit verzierte Gegenstände – beliebt waren hier insbesondere Salz- und Trinkgefäße – finden wir auch in den Nachlassverzeichnissen anderer Grafen von Württemberg.

Die volkstümliche Mischung aus theologischen Versatzstücken und legendenhafter Ausdeutung, wie sie dem Konzept der 'Natternzungen' zu Grunde liegt, hatte in der verbreiteten Interpretation von Fossilien als sog. 'Figurensteinen' oder 'Naturspielen' eine zunehmend einflussreiche Konkurrenz. Zurückgehend auf aristotelische Anschauungen von der Materie innewohnenden gestalterischen Kräften gewann die These unter den Gebildeten immer mehr Anhänger. Dieser auf eine dem Gestein innewohnende *vis* oder *virtus* basierende Spielbegriff war in der Tat strukturbildend für den naturwissenschaftlichen Diskurs noch bis weit ins 18. Jahrhundert. Denn als *lusus naturae* oder 'Figurensteine' konnten auch die ungewöhnlichsten Fossilienbildungen gedeutet werden, die sich einer eindeutigen Klassifizierung entzogen. Als 'Naturspiel' ließ sich die Vielfalt der natürlichen Phänomene verstehen, ohne sie auf eine Taxonomie zu reduzieren. Die Faszination für die 'willkürlich' hervorgebrachten Gegenstände der Natur verband sich mit der Vorstellung einer schöpferisch tätigen Natur (*natura ludens, natura naturans*). Ihre verborgenen Kräfte (*vis plastica*) wurden durch den Naturforscher, der deren Produkte untersuchte und beschrieb, sichtbar gemacht. So irrational, wie es uns heute erscheinen mag, ist diese These vielleicht nicht; schließlich konnte man etwa die regelmäßige Gestalt von Kristallen zum Vergleich heranziehen, die ebenfalls durch 'innere Kräfte' hervorgebracht wird.

Eine Neubewertung der fossilen Haizähne erfolgte erst relativ spät. Als Meilenstein ist die Abhandlung 'De glossopetris dissertatio' von Fabio Colonna aus dem Jahre 1616 zu nennen. Der neapolitanische Naturforscher beschrieb hier erstmals, dass es sich bei den Glossopetren nicht um Schlangenzungen, seien sie aus biblischer Zeit übriggeblieben oder als Naturspiele entstanden, handelte, sondern um die versteinerten Zähne von Haien. Colonnas Abhandlung blieb freilich ohne große Wirkung, zumal er nicht verständlich machte, wie die Überreste von Meerestieren auf hohe Berge gelangt sein konnten, wo man sie zusammen etwa mit versteinerten Muscheln finden konnte. Der für den Vorgang von Versteinierungen und geologischen Umwälzungen notwendige Zeitrahmen war seinerzeit nicht wirklich vorstellbar.

Wie hätte dies auch sein können? Die Welt war doch nach Auffassung des christlichen Abendlandes relativ jung. Immer wieder hatte man versucht, den Zeitpunkt der Erschaffung der Welt aus den Angaben der Bibel selbst zu ermitteln; die Ergebnisse variierten in einer gewissen Bandbreite, doch über ein paar tausend Jahre kam niemand hinaus, ein höheres Alter der Erde war schlicht undenkbar. Als genaueste Berechnung galt schließlich die des anglikanischen Bischofs James Ussher, der im Jahre 1655 als Ergebnis lebenslanger intensiver Studien zur Chronologie der Bibel publizierte, dass der Tag der Erschaffung der Welt der 23. Oktober 4004 vor Christus gewesen sei. Als Limit für die gesamte Lebensdauer

der Erde galten dabei maximal 6000 Jahre, von denen zum Zeitpunkt von Usshers Veröffentlichung also bereits 5659 Jahre abgelaufen waren. Das Schöpfungsjahr 4004 vor Christus wurde 1701 erstmals in Anmerkungsapparat der King-James-Bibel aufgenommen und wurde so Teil der anglikanischen Orthodoxie.

Die wortwörtliche Deutung der biblischen Überlieferung hatte lange Bestand. Erst Papst Pius VII. erklärte es anfangs des 19. Jahrhunderts für zulässig, die biblischen Schöpfungstage nicht als 24-Stunden-Tage im wörtlichen Sinn, sondern als Perioden von nicht bestimmter Dauer zu betrachten. Erst jetzt war es für einen gläubigen Katholiken sozusagen offiziell erlaubt, ein Erdalter von vielen Tausenden, Millionen oder gar Milliarden Jahren anzusetzen.

Als mit Nikolaus Steno und Agostino Scilla in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Nachdruck auf die frappierende Ähnlichkeit zwischen den Zähnen rezenter Haiarten und bestimmten Glossopetren hingewiesen wurde, und Steno zudem die Grundprinzipien der Stratigraphie formulierte (weshalb er als einer der Begründer der Geologie gilt), geriet man in ein gewisses Dilemma. Man behalf sich, soweit man die Theorie der Figurensteine/Naturspiele ablehnte, mit der Annahme, die alles umwälzende Flut, die 'echte' Muscheln und 'echte' Haizähne auf die Berge transportiert hätte, sei eben die biblische Sintflut (*diluvium*) gewesen. Ein Vertreter dieser Gruppe der sogenannten Diluvianer, der Zürcher Stadtarzt Johann Jakob Scheuchzer, wollte noch im 18. Jahrhundert in einem versteinerten Riesenmolch die Überreste eines bei der Sintflut umgekommenen armen Sündermenschen erkennen. Und doch war es bereits ein großer Fortschritt, Fossilien als Überreste früherer Lebensformen zu bestimmen. Wenn etwa noch der darin von Goethe widerlegte Voltaire Glossopetren apodiktisch zu Naturspielen erklärt, weil er die Bibel und die Sintflut als Erklärung nicht zulassen wollte und er eine andere Lösung nicht finden konnte, argumentierte er nicht rational, sondern polemisch.

Heute wissen wir, dass die Erde ihre eigene Geschichte hat, die in früher unvorstellbare Zeiträume zurückgeht. Natternzungen und andere Zeugen dieser Geschichte sind ihrerseits Projektionsflächen für teilweise phantastische Anschauungen geworden, die sich grundlegend wandeln und verbreiten konnten. Die Beschäftigung damit trägt zum Verständnis der Vorstellungswelt der vormodernen Zeit bei.

Herr Kraus zieht die Parallele zwischen den vorgestellten "Greifenklauen" und dem Adelsgeschlecht der "Greifenklau" und fragt nach eventuellen Zusammenhängen.

Dr. Molitor erkennt den vermuteten Zusammenhang zunächst nur im Namen; Näheres dazu ist ihm nicht bekannt. **Herr Kurz** ergänzt, dass jedenfalls das Greifenklau-Wappen mit den vorgestellten, hornartigen "Greifenklauen" nichts gemeinsam hat.

Jan Keupp:

Das Erwachen der Mode.

Momente des Wandels in der Kleiderwelt des Mittelalters

Du siehst nichts Schmutzigeres als sie! (...) Ihre Kleider aber waschen sie nicht, nachdem sie sie einmal angezogen haben, bis das sie in Lumpen zerfallen. Kaum ein Hauch von höfischer Eleganz war zu verspüren, als im Jahr 973 der spanisch-muslimische Reisende Ibrâhim ibn Ahmed at Tartûshî den Hof Kaiser Ottos I. aufsuchte und die Trachtgewohnheiten der Ostfranken kommentierte. Doch nur wenige Jahrzehnte später hätte sich dem Gesandten aus Tortosa ein vollkommen gewandeltes Bild dargeboten. Kurz darauf nämlich öffnete sich die Kleidertracht des hohen Adels modischen Impulsen aus Ost und West. Seit Beginn des 11. Jahrhunderts gewann die Entwicklung von Stoffen, Farben und Schnitten zusehends an Dynamik und erreichte bereits um 1150 eine erste hohe Blüte.

Fragt man nach den Auslösern dieser Entwicklung, so wird man zunächst in den Schriften sittenstrenger Geistlicher fündig. Die neuartigen Extravaganzen europäischer Modewelten, die rasch an den großen Höfen Einzug hielten, wussten sie aufmerksam und voller Argwohn zu beobachten und in ihrer räumlichen und moralischen Provenienz genauestens zu verorten. Den byzantinischen Einfluss etwa, der angeblich mit der oströmischen Prinzessin Theophanu ins Land gekommen war, nahm der Mönch Othlo von St. Emmeram zum Anlass frommen Tadels. Die Gemahlin Ottos II., auf die man in Regensburg ohnehin nicht sonderlich gut zu sprechen war, habe man in einer nächtlichen Vision in den Flammen der Hölle zu erblickt. Die Begründung legte er der PönitentIn selbst in den Mund: *Weil ich, wie es leicht ersichtlich ist, viel überflüssigen Frauenschmuck, wie er in Griechenland üblich, in Deutschland und Frankreich bis dahin aber unbekannt war, zuerst hierher gebracht habe und weil ich, indem ich mich mehr, als es der menschlichen Natur zukommt, damit umgeben habe (...) andere Frauen zu der Sünde angestiftet habe, ähnliches zu begehren.*

Die Beliebtheit byzantinischer Schmuckformen bis in die höchsten Spitzen des Reiches hinein lässt sich eindrücklich am Beispiel des sogenannten Kaiserinnenschmucks illustrieren, der in seiner Form bewusst Anlehnungen an die oströmischen Herrschaftszeichen von Loros und Maniakon sucht. Die vermutlich im Haus eines Mainzer Juden zur Zeit des ersten Kreuzzuges verborgenen Schmuckobjekte wurden zuletzt der Agnes, Gemahlin Kaiser Heinrichs III., zugeordnet. Diese Agnes von Poitou war den zeitgenössischen Modekritikern jedoch weniger wegen ihrer Orientierung am östlichen Kaiserhof ein Dorn im Auge. Ins Kreuzfeuer konservativer Sittenwächter geriet sie als Botschafterin west- und südfranzösischer

Gewandformen: *Was uns jedoch am meisten bedrückt und worüber wir nicht schweigen dürfen, ist, dass die Ehre des Reichs, die zu Zeiten der früheren Kaiser in bezug auf Kleidung, Aussehen, Bewaffnung und Reitwesen in schicklichstem Ansehen stand, in unseren Tagen vernachlässigt wird und dass die schändliche Mode französischer Geschmacklosigkeiten eingeführt wird,* so äußerte sich im Jahr 1043 Abt Siegfried von Gorze gegenüber seinem Korrespondenzpartner Poppo von Stablo. Speziell beklagt der Abt die *höchst anstößige und das schamvolle Auge beleidigende Verkürzung und Entstellung der Kleider.* Nicht nur seien diese Unsitten von feindlich gesinnten Ausländern adaptiert worden, sie verdrängten zudem die ehrbaren Traditionen früherer Tage und, so Siegfried, *was noch schmerzlicher ist, all dies wird nicht nur auf keine Weise unterbunden, sondern diejenigen, die zu derartigen Kindereien eher bereitwillig sind, finden sogar beim König und manchen Fürsten mehr Vertrauen und ihnen wird größerer Lohn zuteil.*

Mit vergleichbar polemischer Schärfe hatte bereits der burgundische Mönch und Geschichtsschreiber Rudolfus Glaber auf die Ankunft provinzialischer Kleidersitten am französischen Königshof reagiert. Ausdrücklich wird die modische Adaption von *unanständigen Schuhen und Beinkleidern* hervorgehoben. Ursache des Kulturtransfers aus dem Süden war laut Rudolfus erneut eine auswärtige Heiratsverbindung: Den Grundstein des Kleiderwandels legt für ihn die Ehe König Roberts II. mit der Grafentochter Konstanze von Arles im Jahr 1004: Männer aus Aquitanien und der Auvergne, *die im Gefolge der Prinzessin gekommen waren,* überfluteten nun den Hof. Mit abscheulichen Gewohnheiten, *ebenso hässlich wie ihre Kleider,* hätten sie die guten Sitten der Franzosen vollkommen korrumpiert.

Bald schon hatten die modischen Impulse in der neuen Frauenkleidung – allen Einwürfen zum Trotz – von Frankreich ausstrahlend das ganze christlichen Abendland erfasst. Ihr besonderes Raffinement äußerte sich im Kontrast zu den sackartigen Gewandformen des Frühmittelalters in der absichtsvollen Akzentuierung der weiblichen Körperformen. Bereits um 1016 lobte der sächsische Geschichtsschreiber Thietmar von Merseburg die verstorbene Gräfin Christina ihrer keuschen Gewandung wegen als *anderen modernen Frauen sehr unähnlich:* Nicht ohne Resignation bemerkte er über die Adeptinnen der unanständigen neuen Mode: *denn viele von ihnen sind auf unziemliche Weise Glied für Glied umgürtet und zeigen allen Liebhabern ganz offen, was an ihnen feil ist.* Lange ließ sich die Bastion der frommen Körperverhüllung indessen kaum behaupten.

Das Erwachen der höfischen Mode im Verlauf des 11. Jahrhunderts rief einen vielstimmigen Chor von Kritikern auf den Plan. Exemplarisch scheinen damit die massiven Widerstände auf, die jede Art der Neuerung in der traditionellen Gesellschaft des Mittelalters zu

überwinden hatte. Andererseits mag die Durchsetzung der höfischen Schnittmuster belegen, dass es bestimmte Gruppen und Kräftekonstellationen immer wieder vermochten, die Phalanx konservativer Ressentiments zu durchbrechen. Schließlich wird die enorme Bedeutung des europaweiten Netzes adeliger Heiratsverbindungen bei der Verbreitung modischer Innovationen deutlich. Damit sind zugleich die zentralen Aspekte meiner heutigen Ausführungen umrissen: Zunächst gilt es, das Phänomen des Modewandels selbst auf theoretischer Ebene in den Blick zu nehmen. Anschließend werden Widerstände und die diskursive Durchsetzung neuer Kleiderformen an ausgewählten Beispielkomplexen der Männermode des Hoch- und Spätmittelalters vorgestellt und analysiert. Am Ende soll noch einmal auf den Transfer weiblicher Trachtbestandteile eingegangen werden.

I.

Kleider machen Leute – oder in Termini soziopsychologischer Analyse kategorien ausgedrückt: Das Kleid repräsentiert eine Objektivierungsform personaler Identität: "Sich einkleiden heißt: Sich einordnen als Individuum in ein soziales Gefüge, sich anziehen heißt Stellung beziehen". Ein Wandel in Schnitt und Trageweise stellte daher in traditionellen Gesellschaften eine enorme Herausforderung dar: Einzelakteuren und Gruppen erlegte sie die Notwendigkeit auf, sich zu den gewandelten Konventionen im Sinne von Akzeptanz oder Ablehnung selbst zu positionieren. Mit der Infragestellung altüberkommener Zeichensetzung war jedoch zugleich die Chance zur Auszeichnung und sozialen Abgrenzung gegenüber anderen gesellschaftlichen Formationen verbunden. Eine Modifizierung des Kleidungsstils entsprang daher in den seltensten Fällen einer Kuriosität des Zufalls. Sie entsprach in bestimmter Weise den Interessen und Bedürfnissen ihrer Erfinder und Rezipienten.

"Die Mode ist seit altersher ein Lieblingsthema der Philosophen, hat schon früh das Interesse der Soziologen erregt", so resümierte der Sozialwissenschaftler René König. Da sie als Phänomen "den ganzen Menschen" beträfe, reagiere sie auf individuell-psychische Befindlichkeiten ebenso wie auf Momente des sozialen Wandels. Die Frage nach Ursprung und Innovationskraft der Mode hat unter verschiedenen analytischen Paradigmen denkbar unterschiedliche Antworten hervorgebracht. Als "des Capitalismus liebstes Ding" hat der Nationalökonom Werner Sombart 1902 den steten Wandel der Kleiderformen auf das Profitinteresse der Textilindustrie zurückgeführt. Immer wieder rückte seither die Frage in den Mittelpunkt, ob die Mode als Diktatur führender Wirtschaftskartelle und Marktstrategen zu verstehen sei, oder aber als Demokratie durch ihre Rezeption inmitten der Gesellschaft entspringe. Industriedesigner wurden ebenso zu ihren Schöpfern gekürt, wie die Meinungsmehrheit bürgerlicher Schichten und die Selbstfindungsexperimente nonkonformistischer Subkulturen.

Von anderer Seite erfolgte der Verweis auf die Periodizität wiederkehrender Modemuster, während zuletzt ein "mehr oder minder beliebiges Spiel postmodern aufgelöster Zeichenwelten" vermutet wurde.

Besonderer Beliebtheit erfreut sich in der Modeforschung nach wie vor das sogenannten Tröpfchenmodell, auch trickle-down Ansatz genannt. Als dessen Begründer wird zumeist Georg Simmel genannt. In seiner scharfsinnigen Analyse bewertet der Berliner Philosoph und Soziologe die Mode als "ein bloßes Erzeugnis sozialer Bedürfnisse". Gerade für die oberen Stände der Gesellschaft diagnostiziert Simmel dabei einen gesteigerten Drang nach "Differenzierung, Abwechslung, Sich-abheben". Das natürliche Nachahmungsstreben der tieferstehenden Statusgruppen zwingt die Eliten zu immer neuen distinktiven Variationen ihrer Garderobe: "Sobald die unteren sich die Mode anzueignen beginnen und damit die von den oberen gesetzte Grenzmarkierung überschreiten, die Einheitlichkeit in dem so symbolisierten Zusammengehören jener durchbrechen, wenden sich die oberen Stände von dieser Mode ab und einer neuen zu, durch die sie sich wieder von den breiten Massen differenzieren, und an der das Spiel von neuem beginnt." Dennoch sind einem freien Wirken der kreativen Kräfte deutliche Grenzen gesetzt, bestehe Mode doch stets auch in der "Nachahmung eines gegebenen Musters und genügt damit dem Bedürfnis nach sozialer Anlehnung; sie führt den Einzelnen auf die Bahn, die Alle gehen, sie gibt ein Allgemeines, das das Verhalten jedes Einzelnen zu einem bloßen Beispiel macht." Zentrales Merkmal ihrer scheinbar paradoxen Doppelfunktion sei es, "einen Kreis in sich zusammen- und ihn zugleich von anderen abzuschließen". Im Sinne einer elitären Gruppenehre verhindere sie daher ein allzu gewagtes Ausbrechen aus den bestehenden Konventionen. Ziel einer geglückten Modeschöpfung sei es laut Simmel, ein "originelles Gleichgewichtsverhältnis zwischen dem sozialen und dem individualisierenden Triebe" herzustellen.

Der so beschriebene Mechanismus musste in einer stark hierarchisierten Gesellschaft wie der des Mittelalters vielfach wirksam werden. Bei einer relativen Dominanz sozialer Bindungen gegenüber dem Prestigewert des Einzelnen wird dabei in der Tat nur ein langsamer Wandel der Stilformen zu erwarten sein. Auszeichnung in der Gruppe, nicht gegen die Gruppe lautete die Norm modischen Verhaltens. Wo die Wahl des Gewandes den Horizont kollektiver Ehrvorstellungen verließ, wurde aus dem strahlenden Modehelden rasch der tumpe "Modenarr". Dessen Hang zur impertinenten Überspitzung schichtspezifischer Kleiderformen machte Simmel zur Zielscheibe beißenden Spotts: "Wenn spitze Schuhe Mode sind", so schrieb er, "lässt er die seinigen in Lanzenspitzen münden". Eine Zukunft mochte der Soziologe einer solchen bombastischen Stilüberzeichnung kaum einräumen.

Doch hier irrte der brillante Analytiker: Gerade das von ihm gewählte Beispiel strafte seine Herleitung der Mode als alleiniges Resultat sozialer Verortungsstrategien Lügen. Die angesprochene Erfindung des Schnabelschuhs nämlich erschließt uns eine weitere Dimension des Kleiderwandels – jedenfalls, wenn wir dem Bericht des normannische Mönches Ordericus Vitalis folgen: Das Entstehen einer *solch ungewöhnlichen Sitte im westlichen Erdkreis, die leichtlebigen und auf Neuigkeiten versessenen Menschen sehr zusagte*, hat bereits den Chronisten des 12. Jahrhunderts zu wortreichen Deutungsversuchen inspiriert. In Graf Fulko von Anjou, einem Begünstiger vieler vererblicher Neuerungen, glaubt er den Urheber der spitzen Fußbekleidung identifiziert zu haben: *Da er mißgestaltete Füße hatte, besorgte er sich Schuhe, die lang und an den Spitzen stark zulaufend gemacht waren, so dass er seine Füße verheimlichen und ihre Beulen verstecken konnte*. Aus den gräflichen Gesundheitsschuhen entwickelte sich bald darauf ein Massentrend: *Süß wie Honig*, so Ordericus, dünkte die Kreation die Nachahmer aller Schichten. Eine weitere Steigerung erfuhr diese Modewelle angeblich durch einen Adligen namens Robert, *ein gewisser Taugenichts am Hof König (Willhelm) Rufus*. Dieser trieb die Verlängerung der Schuh-schnäbel auf die Spitze, indem er sie mit Werg ausstopfen und wie Widderhörner umbiegen ließ. Auch diese frivole Erfindung habe rasch Verbreitung gefunden und *wurde von einem großen Teil des Adels gleichsam wie eine Auszeichnung der Rechtschaffenheit und ein Werk der Tugend nachgeahmt*.

Wir finden in dem Bericht des normannischen Chronisten zunächst durchaus die beiden Hauptkomponenten der Simmel'schen Modebildungstheorie wieder: Auszeichnungstreiben des Einzelnen und Nachahmungstrieb der Allgemeinheit setzen die sich immer schneller drehende Spirale des Stilwandels in Gang. Doch bleibt eine blinde Stelle ungeklärt: Warum konnte aus der – im vorliegenden Falle unbeabsichtigten – Modifikation der Form ein gesamtgesellschaftlicher Trend werden? Die Quelle hält auch hier eine mögliche Antwort parat: In der Interpretation des Ordericus musste es ein Angehöriger des kulturell und politisch führenden Hochadels sein, dem die Etablierung der neuen Schuhmode gelingen konnte. Erst die Rangstellung des avantgardistischen Adligen vermochte die kuriose Notlösung zum Distinktionsmerkmal zu erheben, und dies unter Umgehung aller Maximen der Nützlichkeit. Nicht allein die geschickt kalkulierte Einordnung des Einzelnen zwischen den Polen von Auszeichnung und Einordnung entschied über die Realisierungschancen der Neukreation. Mode war und ist vielmehr stets als ein machtgesättigtes Phänomen zu betrachten. Ihre Formierung und Verbreitung bedurfte legitimierender Autoritäten, die eine Neudefinition bestehender Kleidercodes durchzusetzen vermochten. Der somit eröffnete Weg vom Modenarren zum Modehelden wird durch ein Exempel der Mensa philosophica aus dem beginnenden 14. Jahrhundert treffend illustriert: *Einmal erhielt ein gewisser Narr*

einen neuen Rock geschenkt, in den Fellstücke eines Esels eingearbeitet waren. Die Höflinge lachten ihn aus, indem sie sprachen: Es ist offensichtlich, dass du ein Narr bist. Denn Du trägst das Fell eines Esels in deinem Gewand. Seinem Dienstherrn gegenüber verlangte der solcherart Geschmähte hierauf empört die Rücknahme der despektierlichen Kleidergabe. Doch dieser weigerte sich kategorisch. Das Pelzwerk stamme nicht von einem Esel, sondern von einem Hirschen, so erklärte er: *Sodann trat der Narr seinen Beleidigern entgegen indem er behauptete, er trage das Fell eines Hirschen und nicht das eines Esels.*

Erst der Nimbus des edlen Hirschen vermochte es, die Schandtracht in eine Ehrenkleid zu verwandeln. Wie bei den Labeln moderner Modezaren – Versace, Armani, Dior & Co. – bedurfte es zunächst der maßgebenden Definitionsmacht des dominus, um die symbolische Ordnung der Dinge auf den Kopf zu stellen. Als ebenso bizarres wie prominentes Beispiel sei hier nur auf die Entstehungsgeschichte des Hosenbandordens verwiesen. Wie in der Erzählung des Ordericus Vitalis handelt es sich auch hierbei um die geistvolle Transformation eines Menetekels in einen Zustand höchster Auszeichnung. Dazu bedurfte es indes einer wohltemperierten Mischung aus überragender Autorität, Kreativität und einem tiefen Gespür für die Gunst der Stunde. Glaubt man Berichten des 15. und 16. Jahrhunderts, so stand ein frivoler Fauxpas am Beginn des 'Most Noble Order of the Garter'. Eine Dame am Hof König Eduards III. habe beim Tanz ihr Strumpfband verloren – mithin also ein Accessoire intimer weiblicher Toilette. Der König habe es gleichwohl aufgehoben und über Monate am eigenen Bein getragen. Den verständliche Unmut der Königin und das Getuschel der Höflinge wusste der Monarch mit dem charmanten Hinweis: *Honi soit qui mal y pense*, in der landläufigen deutschen Übersetzung: *Ein Schelm wer böses dabei denkt* zu kontern. Eine Schande sei mit seinem Handeln nicht verbunden, vielmehr werde das Strumpfband bald auch von den höchsten Rängen des Hofes in Ehren gehalten, so weissagte er seinen Spöttern. Gesagt, getan! Um die Prophezeiung zu erfüllen, ließ Edward bald darauf den Hosenbandorden ins Leben treten. Die denkwürdige Sentenz des Herrschers aber wurde zur Devise der elitären Rittergemeinschaft erhoben. *Ein Schelm wer böses dabei denkt* – wer die galante Geste des Königs verspottete, müsse nun selbst die Schande tragen. Wer sie hingegen nachahme und den Orden trage, der genieße das Ansehen des gesamten Adels, so ließe sich dieses Motto interpretieren. Der Kreation des Königs war jedenfalls durchschlagender Erfolg bis zum heutigen Tag beschieden, wenn das feminine Ordenssymbol den Geruch des Anstößigen auch niemals völlig ablegen konnte.

II.

Doch nicht nur das Machtwort einzelner Autoritäten vermochte eine Transformation gesellschaftlicher Sinnzuschreibungen zu bewirken. Das Ringen um die legitime Mode korrespondierte in der Regel mit den konkurrierenden Standpunkten und Interessen verschiedener Gruppen und Aktionsgemeinschaften. Dabei ging es zumeist nicht ausschließlich um die Schicklichkeit einzelner Kleidungsdetails – im Konflikt um die Modeformen war zugleich die Frage nach der rechten Lebensweise und Identitätskonstruktion zur Debatte gestellt. Demonstrieren lässt sich dieser Konnex von Mode, Macht und Legitimität bereits am ersten – wenn man so will – paneuropäischen Modediskurs in der Geschichte des Mittelalters. Es mag erstaunen, dass dieser sich nicht zwischen den führenden Höfen und Adelshäusern des Kontinents entspannt, sondern seinen Ausgang von der beschaulichen Welt benediktinischer Klöster nahm. *Es ist ein langer und erbitterter Krieg, den die Mönche um ihr Mönchgewand führen*, so resümierte der Verfasser des Liber de Unitate Ecclesiae conservanda im Jahr 1093 den Verlauf dieses Konflikts.

Was war geschehen? Wäre man den Anweisungen des heiligen Benedikts gefolgt, hätte das Thema der Tracht eigentlich keiner weiteren Worte bedurft: *Über die Farbe oder die Grobheit des Stoffes all dieser Sachen sollen sich die Brüder keine Gedanken machen*, so hatte die Regel vorsorglich verfügt. Doch bereits im 8. Jahrhundert lassen sich unterschiedliche Traditionen in Bezug auf Farbe und Länge des Habits in den verschiedenen Regionen Europas bemerken. Belegt ist die Neigung gallischer Mönche zu langen und faltenreichen Gewändern. Diese entwickelte sich zum Scandalum, als ausgerechnet das burgundische Reformzentrum Cluny in der knöchellangen Skapulierkukulle und der kapuzenlosen weitgeschnittenen Frocke einen sinnfälligen Ausdruck seines monastischen Selbstverständnisses fand. Der Vorsatz cluniazensischer Erneuerer und ihrer Nachahmer aus Hirsau, den eigenen Habit gemeinsam mit Liturgie und Lebensregeln auch den altehrwürdigen Abteien des Reichsgebietes aufzuzwingen, stieß dabei auf massiven Widerstand. Der Streit eskalierte, da mit dem Erscheinungsbild der Mönche zugleich die Attraktivität der Lebensform nach außen und damit letztlich die wirtschaftliche Prosperität der Klöster auf dem Spiel stand. Das gravitierende Auftreten der Reformmönche habe zur Folge, so glaubte man in Hersfeld, *dass alle übrigen Mönche in den Klöstern von diesen als ganz minderwertig erachtet werden, wenn sie nicht dieses Doppelgewand des Ärgernisses tragen*. Vor allem zum Gefallen der Laienwelt, so spottete man im Kloster Lorsch, seien die stoffreichen Frocken und Kukullen geeignet: *Gierig heischend den billigen Beifall des einfachen Volkes, breiten sie weit ihre Tunica, protzend die faltige Kutte*, so reimte man dort.

Gleichsam als ob nicht die Tugend den Mönch mache, sondern das Kleid nur, oder als ob die Gottesfurcht und die Frömmigkeit liege im Kleide, so ein Vertreter des alten Reichsmönchtums, suchten Hirsauer und Cluniazenser konkurrierende Konvente traditioneller Ausrichtung schrittweise zu übernehmen und umzugestalten. Den kritischen Anwürfen gegen ihre Kleidung schenkten die erfolgreichen Reformer dabei im vollen Bewusstsein der eigenen spirituell-sittlichen Übermacht keinerlei Beachtung. Machtgewinn und Modewandel gingen in diesem Fall einträchtig Hand in Hand. Auffällig ist dabei, dass die Gegner Clunys just in der Kleiderfrage einen Ansatzpunkt zur Delegitimierung der gegnerischen und Stabilisierung der eigenen Position im Reformdiskurs suchten. Eine offenkundige und vor aller Augen sichtbare Neuerung eignete sich offenbar besonders gut zur Infragestellung sich wandelnder Machtbalancen. Brechen ließ sich die Dominanz cluniazensischer Gedankenguts auf diese Weise letztlich aber nicht. Dies gelang erst einer neuen Fraktion benediktinischer Reform, die um die Wende zum 12. Jahrhundert von Citeaux aus ihren Ausgang nahm. Indem die Ordensgemeinschaft der Zisterzienser sich mit den Forderungen nach strikter Regelbefolgung und strenger Askese hervortat, stellte sie zugleich die Legitimität cluniazensischer Gewohnheiten in Frage. Dies galt auch und besonders auf dem Gebiet der Mönchskleidung, wo die neue Kongregation ein schlichtes Gewand aus ungefärbter Wolle dem ausladenden schwarzen Habit vorzog. *Sieh her, wie nämlich unser Kleid, – nur mit Schmerz sage ich es – das ein Zeichen der Demut sein sollte, von den Mönchen unserer Zeit in ein Signum der Hochmut verwandelt wird.*, so polemisierte kein geringerer als Bernhard von Clairvaux gegen die seiner Ansicht nach degenerierten Sitten Clunys. *Wie dereinst die Affen, die Raben nachahmten,* so ein Spottgedicht des 12. Jahrhunderts, wirkten die burgundischen Mönche in ihren tiefschwarzen Kukullen aus edlem Tuch und mit seidener Unterwäsche.

Auf diese Weise in die Defensive gedrängt, suchten sich die Vertreter des alten Ordens durch scharfzüngige Gegenattacken zu rechtfertigen. Dabei bedienten sie sich bemerkenswerterweise ähnlicher Argumente wie ihre einstigen Widersacher aus den Reihen des Reichsmönchtums. *Den Geist, nicht den Habit beurteilt der Himmlische / nicht das, als was ihr scheint erwägt er, sondern das, was ihr seid,* so die bezeichnende Gegenreaktion eines Cluniazensers. Im übrigen gefährdete die sichtbare Abspaltung der Zisterzienser die Einheit des Mönchtums. Sie wolle der eigenen Bewegung nur Auftrieb verschaffen und verstoße gegen die Bestimmungen der Benediktregeln, so Petrus Venerabilis. *Du sollst aber wissen, dass die Frömmigkeit nicht im Kleid sondern im Herzen beheimatet ist. (...). So sind nicht alle gut, die sich in armselige Lumpen hüllen, so wie nicht alle tadelnswert sind, die in glanzvoller Montur schreiten,* fügte ein unbekannter Mitbruder des Abtes von Cluny hinzu. Mit ausgesuchter Eloquenz warf er seinem Gegner Bernhard von Clairvaux, den er als *vor Heiligkeit aufgeblasenes Männlein* titulierte, die völlige Verkennung des stoffreichen Habits

cluniazenser Prägung vor. Dieser sei nämlich in Machart und Schnitt so dermaßen hässlich, dass er weniger als Zeichen des Stolzes als der Demut gesehen werden müsse.

Nicht minder kreativ aber deutlich erfolversprechender wirkt indes eine andere Strategie der Gegenpolemik: Der Verzicht der Zisterzienser auf die männliche Unterhose, die in der Benediktregel nur für reisende Brüder vorgesehen war, eignete sich exzellent als Zielscheibe satirischer Einlassungen frivoler Natur: *Verflucht sei die Frömmigkeit, die das Hinterteil entblößt*, soll ein englischer Mönch beim unglücklichen Sturz eines Zisterziensers gestöhnt haben, so eine anekdotische Erzählung Walter Maps. Die grauen Mönche hätten wohl zusätzliche Kühlung des Geschlechtsteils nötig, um sich den Anfechtungen der Venus erwehren zu können! Ein Mann ohne Hosen unterscheide sich in Nichts von einem Narren, der öffentlich herumkrakelt: *Seht her, ich bin bereit!*

Der Kampf um das Kleid der Mönche offenbart Grundlegendes über die Mechanismen der Mode. 'Die Geschichte des Tragbaren' erscheint in seinem Licht als ein zähes Ringen um die Durchsetzung von Selbstdeutungen und die Abwehr von Fremdzuschreibungen. Die Beobachtung diskursiver Äußerungen vermag dabei zum einen die sukzessive ablaufenden Machtverschiebungen innerhalb der monastischen Statusgruppe aufzudecken. Zum anderen belegt das Trommelfeuer aufeinander folgender Argumente und Polemiken, wie heftig die Gegenreaktion der in ihrem Selbstverständnis tangierten Gemeinschaften auf jede Form modischen Wandels ausfallen musste. Dabei kam den in der Defensive befindlichen konservativen Kräften zweifellos zugute, dass jede Form übertriebener Kleidersorgfalt im christlichen Deutungshorizont des Mittelalters mit einer negativen Konnotation belegt war: *Sorgt euch nicht (...) um euren Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht die Seele mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung?*, so die Worte des Herrn in der Bergpredigt. Eine bewusste Änderung der Gewandformen musste somit rasch in den Ruch der Hoffart gelangen und sich daher ideal als Ansatzpunkt zielgerichteter Statuskritik eignen.

Mode repräsentierte im Mittelalter demnach weit mehr als nur den äußeren Schein. Jede Neuentwicklung provozierte unweigerlich Versuche der Diskreditierung und Delegitimierung ihrer Trägergruppe. Dies sei am Beispiel der starken Verkürzung der Männerröcke aufgezeigt, die in der Mitte des 14. Jahrhunderts als zweite große Modewelle nach der Wiederentdeckung der Körperkonturen dreihundert Jahre zuvor das mittelalterliche Europa erfasste. Über die Gestalt der neuen Schnitte, aber auch über die massiven Ressentiments, die ihnen entgegenschlugen, informiert der Chronist Benesch Krabice von Weitmühl aus böhmischer Perspektive: *Wie die Affen, die zu tun und nachzuahmen suchen, was sie vom Handeln der Menschen sehen, nahmen sie die schändliche und verderbliche Mode anderer*

Länder an und traten im Schnitt der Kleider aus den Fußstapfen ihrer Vorfahren, indem sie sich kurze und knappe, vielmehr freilich schandbare Röcke machen ließen, so dass man meist den Oberschenkel und das Gesäß sehen konnte, und so enge, daß sie kaum zu atmen vermochten. Um die Brust stopften sie sich aus mit Baumwolle, dass sie Weiberbrüste zu haben schienen. Um den Bauch waren sie so geschnürt, daß sie Windhunden glichen. Auf der Rückseite pressten sie sich mit Bändern so, dass sie kaum und nur mit langsamen Schritten gehen konnten. Die fatalen Folgen der pittoresken Männermode führt der Chronist dabei gleichfalls vor Augen: In einem Gefecht gegen ein sächsisches Aufgebot seien die herausgeputzten Böhmen wegen der un Zweckmäßigen Enge ihrer Röcke und der Länge ihrer Schnabelschuhe schmachvoll besiegt und aufgerieben worden. Über den gesamten Kontinent verstreut finden sich seit den 1340er Jahren vergleichbare Vorhaltungen in den Quellen. Die französischen Niederlagen von Crecy und Portiers wurden ebenso der Veränderung der adeligen Garderobe zugeschrieben wie Erdbeben, Hungersnöte, Kometensichtungen und andere apokalyptische Vorzeichen. Selbst als Ursache für den Schwarzen Tod wurde die *deformitas vestium* genannt.

Nicht selten wurden konkrete Gruppen und Personen für den Verfall der Sitten und damit den göttlichen Zorn verantwortlich gemacht. Als *Vorzeichen für die Wandlung im Staat* und Indiz künftigen Verfalls deutete der Geschichtsschreiber Giovanni Villani die Einführung der neuen Stilelemente in seiner Heimatstadt Florenz. Die dekadenten Kleiderformen seien eine verderbliche Folge der unrechtmäßigen Machtübernahme des ortsfremden Herzog Walter von Brienne 1342: *Ich darf auch nicht vergessen, so der Chronist, die hässliche Veränderung der Kleidung zu erwähnen, die uns die Franzosen brachten, als der Herzog nach Florenz kam. Denn während von alters her die Gewänder schöner, vornehmer und ehrbarer waren als die irgendeiner anderen Nation und Ähnlichkeit mit jener der togatragenden Römer hatten, kleideten sich die Jünglinge nun in ein kurzes und so enges Oberkleid oder Gonella, dass sie sich nicht ohne Hilfe anziehen konnten.* Die neue Modesilhouette körperenger Röcke stand gerade bei der aufstrebenden, ungestümen Jugend im Schwange, von der der alternde Chronist sich wenig Gutes erwartete. Indem er die verpönten Modetrends – trotz ihrer europaweiten Verbreitung – im Kontext der politischen Umbrüche innerhalb der Kommune auftreten ließ, gelang es Villani, das ungeliebte Regime Herzog Walters nicht nur als zeitweiliges Übel darzustellen, sondern auch als Quelle weiterer Negativentwicklungen zu diskreditieren.

Der neue *modus* kurzer Kleider, so ließ sich zur gleichen Zeit der französische Chronist Jean de Venette vernehmen, habe speziell im niederen Adel breite Anhängerschaft gefunden. Gerade bei den dynamischen Elementen der Gesellschaft sowie in der Atmosphäre

höfischer Konkurrenz mochte die Saat der Veränderung in der Tat auf vergleichsweise fruchtbaren Boden fallen. Die Angehörigen waffentragender Schichten mussten in den der Rüstung nachempfundenen kurzen Röcken ein ideales Medium ihrer Selbstdarstellung finden. In bewusster Abgrenzung dazu suchten etablierte Statusgruppen – Geistliche, Gelehrte, Herrscher – ihre zeitlose Legitimität in einem möglichst stabilen Formenschatz zu manifestieren. Jene, *die von königlichem Blut waren*, so bemerkt Jean de Venette ganz in diesem Sinne, hätten sich von den schändlichen Kleidersitten als einzige im Lande ferngehalten. Für einen Fürsten von Format musste es in der Tat mehr als problematisch erscheinen, mit den leicht angreifbaren Neuerungen der Mode in Verbindung gebracht zu werden. Als der römische König Karl IV. um das Jahr 1348 dennoch in der kurzen Tracht erschien, sorgte dies für ein heftiges Murren unter den Fürsten seines Gefolges. Besonders jene *die mit großer Zuneigung eifrig um Deine Ehre bemüht sind*, so suggeriert es ein Schreiben Papst Clemens VI., erbaten dringend die Rückkehr zu langen und weiten Gewändern, wie sie der kaiserlichen Würde angemessen seien und im Übrigen auch von Angehörigen des geistlichen Standes bevorzugt wurden. Analoge Anfeindung hatte auch der französische König Karl VI. zu ertragen, der sich *bald als Böhme, bald als Deutscher* kleide und mit seiner modischen Montur einer Zerrüttung von Staat und Gesellschaft Vorschub leiste. Die Anpassung der herrscherlichen Garderobe an den Zeitgeschmack war für die ehrwürdigen Häupter ihrer Reiche schwer vorstellbar. In der Tat lässt sich auf dem Gebiet des Herrscherornats eine zunehmende Sklerotisierung erkennen, so dass noch die letzten Kaiser der römisch-deutschen Reiches gemäß der bekannten Formulierung Johann Wolfgangs von Goethes als *Gespensst Karls des Großen* aufzutreten hatten.

III.

Männerkleidung figurierte ohne Zweifel als sensibler Seismograph mittelalterlicher Sozial- und Herrschaftsordnung. Ihre Träger sahen sich als Exponenten politischer Parteilagen und gesellschaftlicher Strömungen in stete Rivalitätskämpfe verstrickt. Wer sich auf dem Schlachtfeld der Mode – sei es innovativ oder bewusst konservativ – zu behaupten wusste, dem war auch auf anderen Handlungsebenen zumeist Erfolg beschieden. Doch wie muss im Verhältnis dazu das weibliche Gewand bewertet werden? Nur selten werden Frauenkleider in solch markanter Manier zu Indikatoren von Rang, Status und politischem Gewicht erhoben, wie im Kontext der berühmten Konkurrenz der Königinnen im Nibelungenlied. Auf die sozial diskriminierende Provokation durch ihre Schwägerin Brunhilde reagiert Kriemhild dort nicht direkt mit dem Schwert, sondern antwortete im wahrsten Sinne des Wortes mit den Waffen einer Frau: *Nun kleidet euch, ihr Mädchen, hub da Kriemhild an: Ob ich frei von Schande hier nicht verbleiben kann, | Lasst es heute schauen, besitzt ihr reichen Staat; | Sie*

soll es noch verleugnen, was ihr Mund gesprochen hat. Das Endergebnis war das gleiche: Ein beispielloses Blutvergießen. Die 35 Jungfrauen der Nibelungenkönigin in ihren arabischen Seidengewändern mochten der Waffenmacht der Wormser Recken durchaus ebenbürtig erscheinen. Doch war ihr Spiel mit den sozialen Signalen von Macht- und Ranganspruch um einiges subtiler als in der Männergesellschaft üblich.

Folglich fehlt in den Texten zur Kritik weiblicher Kleidung – die um ein vielfaches zahlreicher sind als die Stimmen zur Männermode – zumeist ein explizit politisches Interpretament. Auch soziale Ambitionen werden als individuelle Hoffart gegeißelt, kaum jedoch als Teil gesamtgesellschaftlicher Umschichtungsprozesse verstanden. Sünde, nicht Wandel und Macht, hieß das gängige Deutungsmuster des Hoch- und Spätmittelalters. Dahinter verbarg sich ein komplexes Spiel mit den Nuancen der Kleidung, das sich modernen Dechiffrierungsversuchen hartnäckig entzieht. Immerhin: Machart und Qualität der weiblichen Garderobe besaßen überragende Bedeutung, so lässt sich dem Überlieferungshorizont entnehmen. Neben der breit angelegten geistlichen Modekritik überliefert uns die höfische Dichtung ein schier unglaubliches Spektrum variierender Stoffe, Farben und Schnittmuster. Beim adeligen Publikum erfreuten sich die später oft gescholtenen "Schneiderstrophen" der großen Epen offenbar ungeheurer Beliebtheit. Bis ins Detail wird die Textilausstattung der Protagonistinnen ausgebreitet. Gewänder aus fremdländischen Geweben wie Samit, Zenal oder Seide aus Ninive werden dort erwähnt, aber auch vielfarbig schimmernde "Pfaunkenkleider", kostbares Pelzwerk und andere exquisite Raritäten wie ein hauchdünnes Hemd, das trotz 40 Ellen Stoffs mit einer Faust zu umschließen war. Nicht die Sündhaftigkeit und Weltzugewandtheit der Trägerin sollte mit diesen exotischen Accessoires betont werden. Vielmehr galt es ihren hohen Stand und ihre edle Gesinnung angemessen zu akzentuieren. Exklusivität und Wert der Kleidung waren somit unmittelbarer Ausdruck einer elitären Standesnorm, die keinen Raum für das Understatement im äußeren Erscheinungsbild ließ.

Die Ausstattung adeliger Bräute auf dem europäischen Heiratsmarkt entsprach exakt diesem Prinzip herrschaftlicher Statusrepräsentation. *Die seidenen und linnenen Oberkleider und das Sonstige, was den Betrachter in die Augen sticht und weibliche Herzen mit Sehnsucht erfüllt, gaben ihr einen solchen Glanz, dass alles unschätzbar schien,* heißt es über die prachtvolle Garderobe der englischen Königstochter Isabella anlässlich ihrer Heirat mit Kaiser Friedrich II. 1235. Die Aussteuer der Prinzessin bestand freilich nicht nur aus dieser einen Kleiderkombination. Bevor sie ihrem zukünftigen Gatten gegenübertrat, sah sich Isabella vor eine schwierige Wahl gestellt, denn *die verschiedenen Festkleider aus Seide, Wolle oder Leinwand in den unterschiedlichen Farben waren so schön (...), dass sie kaum entscheiden konnte, in welchem sie die Liebe des Kaisers gewinnen sollte.* Vom exorbitanten

Wert und Umfang eines solchen Brautschatzes zeugt nicht zuletzt das ihnen wohlbekannte Aussteuerverzeichnis der Mailänder Herzogstochter Antonia Visconti. Anlässlich ihrer Eheverbindung mit Graf Eberhard III. von Württemberg führte sie eine beeindruckende Fülle textiler Erzeugnisse mit sich über die Alpen. Gold- und silberdurchwirkte Seidenstoffe, mit dekorativen Mustern, reichem Perlenschmuck und exquisiter Pelzausstattung versehen, gehörten zu den gängigen Materialien ihrer reichen Garderobe. Zu deren Glanzstücken zählte etwa ein roter Seidenmantel, der mit goldenen Schmetterlingen und Rosetten reich verziert war, ein pelzgefüttertes Übergewand aus weißem Seidenstoff, in den aus feinen Goldfäden Hunde, Hirsche und griechische Schriftzeichen eingewebt waren, und ein Oberkleid aus azurblauem Atlas, hermelinverbrämt und reich verziert mit Knöpfen und Perlen.

Welchen Eindruck dieses Ensemble exquisiter Gewänder auf schwäbischem Boden hinterlassen hat, darüber schweigen die Quellen. Das Fehlen kritischer Stimmen mag als Indiz dafür gelten, dass Antonia ihren Brautschatz mit der gebührenden Sorgfalt und Rücksichtnahme zusammengestellt hat. Viele Gewandstücke erscheinen im Kontext italienischer Quellen und gemessen am Alter der Braut eher konservativ und mögen in Württemberg daher bereits bekannt und akzeptiert gewesen sein. Dies war zweifellos von Vorteil: Die angemessene Einkleidung für das Publikum eines fremden Hofes nämlich darf durchaus als diffizile Angelegenheit betrachtet werden. Genauestens war hierbei die Logik des Kennens und Anerkennens zu beachten, um herkunftsgemäße Repräsentation mit dem ortsüblichen Geschmack zu synchronisieren. Nicht immer nahm dieser heikle Drahtseilakt einen glücklichen Ausgang, die rechte Balance zwischen den Polen von Auszeichnung und Einordnung musste mit Blick auf die unbekannte Fremde umso schwerer fallen. Exemplarisch mögen die Heiratsverbindungen zwischen östlichem und westlichem Kaiserreich Zeugnis derartiger Schwierigkeiten ablegen: Während die Byzantinerin Theophanu für ihren überreichen Schmuckimport im Reichsgebiet heftigen Tadel erhielt, stieß die Bescheidenheit der Sulzbacher Grafentochter Bertha 1142 in den Palästen der Kaiserstadt Konstantinopel umgekehrt auf Ablehnung und Unverständnis. Ihre Weigerung, nach Landessitte Puder, Schminke, Lidschatten und ein Mieder zu tragen, wurde von byzantinischen Chronisten als Ausweis für die *Unbeugsamkeit und Starrsinnigkeit* der Lateiner gewertet: *Dies tat die Fremde und von auswärts Stammende, die Ausländerin und Ansiedlerin und diejenige, die, wie es schien, erst spät die Zustände unseres Staates verstand*, so der kritische Kommentar eines Beobachters. Als Bertha zudem noch die Gattin des Thronfolgers wegen ihres dunkelfarbigem Gewandes fragte, ob sie denn eine Nonne wäre, war das interkulturelle Missverständnis komplett. Die Beziehungen zu ihrem Ehemann, so ein Zeitgenosse, seien in der Folge dieser Ereignisse stets kühl und distanziert geblieben.

In Byzanz wären die prononciert geschnittenen Gewänder der Antonia Visconti daher kaum auf Gegenliebe gestoßen. Vergleichbare Stücke wurden bei anderer Gelegenheit gar Gegenstand komplizierter Heiratsverhandlungen. Im Fall der 1420 mit dem Despoten von Morea vermählten Cleopa Malatesta jedenfalls wurde es ausdrücklich gestattet, die am Bosphorus Anstoß erregenden Kleider nach italienischem Schnitt tragen zu dürfen. In der Konfrontation der Modekulturen – auch dies hat Georg Simmel richtig bemerkt – zählte dabei weniger das ästhetische Äußere als die Macht des Bekannten und Gewohnten. So bemerkte ein Chronist über die körperliche Anmut und prachtvolle Ausstattung der Königstochter Hedwig von Polen im Kontext der Landshuter Fürstenhochzeit, sie sei *gar wol geschicket und so sie gecleydet wird nach Deutschen Sitten, so wirt sie ser ein wolgestalte und wolgeschickte Fuerstin*.

Schönheit lag demnach in erster Linie im Auge des Betrachters und damit im Machtgeflecht des Modediskurses begründet. So hing es denn im Wesentlichen von den Interessenkonstellationen vor Ort ab, ob Exogamie und Export luxuriöser Textilien zur Initialzündung eines grundlegenden Modewandels werden konnten. Zumal im Fall der Grafen von Württemberg eine langfristige Orientierung in Richtung Italien kaum vorhanden war, darf die modische Rezeption des Brautschatzes wohl als eher gering eingeschätzt werden. Dem Erwartungshorizont an eine nach Rang und Reichtum vorteilhafte Partie mag das Auftreten der Antonia Visconti gleichwohl formvollendet entsprochen haben.

Diskussion

(Zusammenfassung)

Dr. Rückert dankt dem Referenten für die profunden Überblick über die Modegeschichte des Mittelalters, der von den Anfängen im 11. Jahrhundert bis zum Ende des Mittelalters führte und dabei den Bogen auch nach Württemberg und zu Antonia Visconti schlug.

Baron Gaisberg-Schöckingen grenzt den Modetransfer, der von den höheren Schichten nach unten weitergegeben wurde, ein, da die bäuerliche Bevölkerung auf dem Land mit den adeligen Moden nichts anfangen konnte und durfte. Das Entsetzen der Öffentlichkeit über neue Moden begreift er als Topos, der aus seiner eigenen Erfahrung noch in den 1950er Jahren beispielhaft greifbar wurde.

Dr. Keupp bestätigt diesen Eindruck des nur partiellen und allmählichen Durchsickerns modischer Tendenzen in die Unterschichten, allerdings kommen doch einige Modeformen auch bei den Bauern an, wie etwa besondere Hüte bereits ab dem 13. Jahrhundert, die zuvor nur der Adel trug, oder das Tragen von Sporen. Ebenso zeigen die berühmten Abbildungen von Dürer bewaffnete Bauern oder Bauern mit Pluderhosen. Er verweist auf die rezente sittlich-moralische Instanz der älteren Generation, die sich gegen neue Modeerscheinungen wehrt und diese versucht abzustellen – im Sinne eines moralischen Drucks, der gerade auf der unteren Gesellschaftsschiene zu einer erheblichen Verlangsamung der Übernahme von Modeerscheinungen führt.

Diese Ausführungen übernimmt **Dr. Rückert**, indem er zur zentralen Frage zurückleitet: Wer machte die Mode im Mittelalter? Der, der die Macht dazu hat, machte die Mode, müsste nach den vermittelten Erkenntnissen die Antwort lauten. Damit sind diese Macher konkret angesprochen: die hohen Herren an den Adelshöfen, die auch den Kulturtransfer beförderten und Mode einführten bzw. übernahmen. Deutlich sind Frankreich und Italien als die "Modezentren" des Mittelalters anzusprechen, von wo aus Mode ausstrahlte und übernommen wurde. Er verweist ergänzend auf das Auftreten des sogenannten "Pfeifers von Niklashausen" im Taubertal, der im Jahr 1476 mit seinen sozialrevolutionären Reden gleichzeitig die neuen Moden der Bauern anprangerte und die hier gerade modernen Schnabelschuhe repräsentativ auf den Scheiterhaufen werfen ließ. Von der Volkskunde als "gesunkenes Kulturgut" definiert, wird auch dabei beispielhaft deutlich, dass doch einige Substrate aus der Mode der oberen Schichten bis nach ganz unten weitergegeben wurden.

Dr. Keupp dankt für das Beispiel und relativiert nochmals die obrigkeitlichen Verbote in Hinblick auf Kleiderordnungen usw. Er betont, dass diese sicher vielfältig übergangen wurden. Das Aufkommen und die Verbreitung von Mode sei zunächst immer auch als Verbreitung von Ideen zu verstehen, die sich vor allem in Konkurrenzsituation entwickeln können. Dabei ist eben vor allem auf die höfischen Situationen zu verweisen, weniger allerdings auf die Herrscher selbst als vielmehr auf die Höflinge, die miteinander konkurrieren. Diese höfischen und städtischen Gesellschaften mit weit entwickelter Repräsentationskultur wie in Italien und Frankreich weisen entsprechend auch weit entwickelte Modestandards auf, die sich als Impulsgeber für die überregionale Mode greifen lassen. Mitte des 14. Jahrhunderts kommt der Prager Kaiserhof mit Böhmen als Impulsgeber dazu, was hier wiederum die Möglichkeit der Ideengebung und der Konkurrenzsituation als Voraussetzung der Modegestaltung greifen lässt.

Dr. Rückert bedankt sich bei den Referenten und Diskussionsteilnehmern für die anregenden Vorträge und Diskussionen und verweist auf die nächste Sitzung des Arbeitskreises im Frühjahr 2007, die im Rahmen des 150-jährigen Jubiläums zur Staatlichen Musikhochschule in Stuttgart am 3./4. Mai 2007 stattfinden soll, unter dem Titel "Zwischen bürgerlicher Kultur und Akademie. Musikausbildung in Stuttgart und anderswo".

Teilnehmerliste

1	Adelt, Anja	Stuttgart
2	Baßler, Lotte	Stuttgart
3	Bickhoff, Nicole, Dr.	Stuttgart
4	Cube, Sergej von, Dr.	Stuttgart
5	Florian, Christoph, Dr.	Fellbach
6	Gaisberg-Schöckingen, Friedrich Freiherr von	Ditzingen
7	Gerber, Helmut, Dr.	Stuttgart
8	Gies, Karl Gustav	Leinfelden-Echterdingen
9	Göttler, Maria	Stuttgart
10	Herkert, Udo	Ludwigsburg
11	Jarc-Bauer, Inge-Sibylle	Stuttgart
12	Keller-Dresch, Lioba	Tübingen
13	Keupp, Jan, Dr.	Unterschleißheim
14	Keyler, Regina, Dr.	Stuttgart
15	Kieß, Rudolf, Dr.	Stuttgart
16	König, Hans	Gaildorf
17	Kraus, Werner	Kornwestheim
18	Kretzschmar, Robert, Prof. Dr.	Stuttgart
19	Kurz, Anne D.	Bietigheim-Bissingen
20	Kurz, Manfred	Bietigheim-Bissingen
21	Mährle, Wolfgang, Dr.	Stuttgart
22	Maurer, Hans-Martin, Prof. Dr.	Stuttgart
23	Merk, Eberhard	Stuttgart
24	Molitor, Stephan, Dr.	Ludwigsburg
25	Müller, Stefan	Stuttgart
26	Natale, Herbert, Dr.	Stuttgart
27	Ott, Wilfried	Schönaich
28	Ow-Wachendorf, Sigurd Freiherr von	Starzach
29	Peters, Heinrike, Dr.	Stuttgart
30	Riexinger, Erich	Weil i. Schönbuch
31	Ritter, Ilse	Leinfelden
32	Ritter, Susanne, Dr.	Leinfelden

33	Rückert, Maria M., Dr.	Stuttgart
34	Rückert, Peter, Dr.	Stuttgart
35	Schukraft, Harald	Stuttgart
36	Seifert, Udo	Ludwigsburg
37	Theil, Bernhard, Dr.	Stuttgart
38	Thierer, Martin	Stuttgart
39	Wannenwetsch, Walter	Urbach
40	Wilke, Peter	Jesingen
41	Wille, Wolfgang	Mössingen
42	Ziegler, Walter	Göppingen